

Wie eine Tür aufzumachen

Einer jener klassischen deutschen Poplyriker: Vor 40 Jahren starb Rolf Dieter Brinkmann

Frank Schäfer

In »Gras« (1970), Rolf Dieter Brinkmanns letztem, von der Kritik kaum mehr wahrgenommenem Gedichtband vor dem großen Siebziger-Blues und seinem zeitweiligen Verstummen, bedichtet er sein eigenes Ende: »Das Gras ist verblasst. Jetzt wird es Zeit, sich auf / einen Unfall vorzubereiten, der nichts Erschreckendes / für mich haben wird.«

Kurz vor seinem Tod klingt er dann wieder optimistischer. Sein neuer Gedichtband »Westwärts 1 & 2« wird bei Rowohlt erscheinen, er reist nach England, um in Cambridge daraus zu lesen. Die Lesung wird ein voller Erfolg. Am Tag vor seiner Abreise aus London, eine Woche nach seinem 35. Geburtstag, läuft er vors Auto und ist sofort tot.

Wer weiß, wenn der Unfall nicht passiert wäre, dann wäre sein letztes Buch vielleicht kein Bestseller und ihm kein Petrarca-Preis verliehen worden, und zum alsbald kanonisierten Liebling der jüngeren Germanistik wäre er am Ende auch nicht aufgestiegen. Bis zu seinem Tod galt er zwar in der linken Subkultur als wichtiger Impulsgeber, gerade was die Rezeption des US-Undergrounds anging, und bei Stipendienvergabekommissionen immerhin als förderungswürdiger Autor, in der breiten Öffentlichkeit aber wurden seine Texte nicht wahrgenommen. Abgesehen vielleicht von dem kurzen schrillen Feedback Ende der 60er Jahre, als er zum Stellvertreter der deutschen Popliteratur aufstieg, dem deutschen Kulturbetrieb mit scharfen Sottisen die Leviten las (»Die Toten bewundern die Toten!«) und bisweilen wegen seiner kruden, unkalkulierbaren Zornesausbrüche für Furore sorgte.

Legendär wurde ein Auftritt im November 1968 in der Westberliner Akademie der Künste, wo er den Literaturkritikern Rudolf Hartung und Marcel Reich-Ranicki mit den Worten »Wenn dieses Buch ein Maschinengewehr wäre, würde ich Sie über den Haufen schießen!« den Abend verdorben haben soll. Und das, obwohl letzterer den gemeinten Roman »Keiner weiß mehr« durchaus wohlwollend besprochen hatte.

Als sich Brinkmann nach immerhin zehn Büchern mit dem Versuch gescheitert glaubte, die Literatur im Sinne von Leslie A. Fiedlers »Postmoderne«-Konzept (»Cross the border, close the gap«) in Richtung Pop zu erweitern und nachhaltig zu beeinflussen, zog er sich 1969 enttäuscht aus dem Betrieb zurück, »um zu lernen«, »um das eigene Denken zu begreifen«. Er las die großen Kulturpessimisten John Cowper Powys, Hans Henny Jahnn, Gottfried Benn, William S. Burroughs, den späten Arno Schmidt, nicht zuletzt den Sprachkritiker Fritz Mauthner, schimpfte viel über die verwesende Zivilisation, schrieb aber trotzdem weiter und überdachte vor allem sein poetologisches Programm. Brinkmann wollte das Unmögliche, eine unilaterische Literatur, Dichtung ohne Dichtung, eine vorsprachliche Sprache. »Ich hätte gern viele Gedichte so einfach geschrieben wie Songs«, heißt es in seiner berühmten »Vorbemerkung« zu »Westwärts 1 & 2«. »Leider kann ich nicht Gitarre spielen, ich kann nur Schreibmaschine schreiben, dazu nur stotternd, mit zwei Fingern. Vielleicht ist mir aber manchmal gelungen, die Gedichte einfach genug zu machen, wie Songs, wie eine Tür aufzumachen, aus der Sprache und den Festlegungen raus.«

Die Literatur dürfe sich nicht mehr blind auf Worte verlassen, sie müsse statt dessen versuchen, die alte, längst fixierte, »tote« Sprache zu überschreiten. Das sind gar nicht so originelle Forderungen, sie gehören spätestens nach Hofmannsthals »Chandos-Brief« zum eisernen Bestand der literarischen Sprachskepsis. Aber während andere die Sprachdefizite immer wieder gern als Lizenz für eine Emigration in die reine Poesie nahmen, will Brinkmann die Literatur nicht aus der Verantwortung entlassen, die alltägliche Wirklichkeit einzufangen, die Einmaligkeit des Augenblicks in Worte zu fassen. Und weil die Worte oft nicht reichen, erweitert er die Literatur, ergänzt sie mit Fotos, Zeichnungen, Postkarten. Anfang der 70er Jahre entstehen so Text-Bild-Collagen, seine erst postum publizierten Materialienbände – am eindrucksvollsten und geschlossensten ist »Rom, Blicke«.

Die vor einigen Jahren erschienene, über sechsstündige CD-Auswahl aus dem Nachlass hat gezeigt, dass Brinkmann auch mit akustischen Texten experimentierte, um das festgefügte, abstrakte Zeichensystem der Literatur mit mehr Authentizität aufzuladen. Trotz seines deutlichen Lispelns zeigt er sich hier als echter Performer. Er improvisiert, extemporiert vor laufendem Tonband, albert herum, baut kleine Versprecher zu lautpoetischen Kaspereien aus, liest dazwischen auch immer wieder fertige Texte. Und es stellt sich einem beim Hören tatsächlich die Frage, ob nicht der akustische der noch am ehesten gemäße Aggregatzustand zumindest seiner Prosaarbeiten war. Denn hier instrumentieren und dramatisieren Melodie und Lautstärke ganz schön den Fluss der Worte. Und seine warme, fast freundliche Stimme moderiert die mitunter schwer erträgliche Hasslatte mit etwas Empathie.

»Ich bin kein Dichter«, lässt er einmal verlauten – und glaubt es wohl selbst nicht. Denn die Gedichte funktionieren tatsächlich ganz gut ohne den akustischen Mehrwert. Nicht zuletzt solche makellosen Abbilder des poetischen Augenblicks wie »Die Orangensaftmaschine«, »Trauer auf dem Wäschedraht im Januar«, »Oh, friedlicher Mittag« oder ...

»Einen jener klassischen

Schwarzen Tangos in Köln, Ende des
Monats August, da der Sommer schon

Ganz verstaubt ist, kurz nach Laden
Schluss aus der offenen Tür einer

dunklen Wirtschaft, die einem
Griechen gehört, hören, ist beinahe

Ein Wunder: für einen Moment eine
Überraschung, für einen Moment

Aufatmen, für einen Moment
eine Pause in dieser Straße,

die niemand liebt und atemlos
macht, beim Hindurchgehen. Ich

schrieb das schnell auf, bevor
der Moment in der verfluchten

dunstigen Abgestorbenheit Kölns
wieder erlosch.«

(c) Junge Welt 2015
(ci) <http://www.jungewelt.de/2015/04-23/025.php>